

Gilly Macmillan

PERFECT GIRL

NUR DU KENNST DIE WAHRHEIT

THRILLER

Aus dem Englischen von
Maria Hochsieder

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»The Perfect Girl« bei Piatkus, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Februar 2017

Knaur Taschenbuch

© 2016 Gilly Macmillan

© 2017 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin Kubitz

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur GmbH, München

Coverabbildung: © Ebru Sidar / Trevillion Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52056-7

Für meine Familie

»Wir tanzen herum, und vermuten, im Kreis,
Das Geheimnis doch sitzt in der Mitte und weiß.«

Robert Frost,
Das Geheimnis sitzt, 1942

»Heute ist Mama gestorben.
Vielleicht war es auch gestern.«

Albert Camus,
Der Fremde, 1942

SONNTAG UND MONTAG

Musikalischer Sommerabend

Sonntag, den 24. August 2014

19 Uhr

Holy Trinity Church, Westbury-on-Trym, Bristol

Zoe Maisey und Lucas Kennedy

spielen

***Brahms, Debussy, Chopin,
Liszt und Scarlatti***

*»Diese beiden hochbegabten Teenager
sollten Sie bei ihrem Debüt in Bristol nicht verpassen –
es verspricht ein ganz besonderer Abend zu werden.«*

Bristol Evening Post, Veranstaltungstipps

***Zugunsten des Vereins für
familiäre Trauerbegleitung***

Eintritt:

Erwachsene £ 6, Kinder £ 3

Familienticket £ 15

*Für Reservierungen und Informationen
über künftige Auftritte wenden Sie sich bitte an
Maria unter: maria.maiseykennedy@gmail.com*

SONNTAGABEND

Das Konzert

ZOE

Vor dem Konzert stehe ich im Vorraum der Kirche und blicke das Mittelschiff hinunter. In den Gewölben lauern Schatten, obwohl es draußen noch nicht dämmt; die großen Holztüren hinter mir sind zugezogen.

Vor mir haben sich die letzten Konzertbesucher auf ihren Plätzen niedergelassen. Es ist beinahe voll. Die Gespräche kommen als dumpfes, halblautes Grummeln bei mir an.

Ich schaudere. In der schwülen Nachmittagshitze, verschwitzt und müde vom Proben, habe ich vergessen, dass es in der Kirche kalt sein kann, auch wenn es draußen brütend heiß ist. So habe ich ein kurzes schwarzes Kleid für den Abend gewählt, und jetzt fröstele ich ein wenig, und auf meinen Armen ist Gänsehaut.

Die Kirchentüren sind geschlossen und sperren die Hitze aus. Außerdem wollen wir nicht vom Lärm auf der Straße gestört werden. Auch wenn dieser Vorort von Bristol nicht gerade für randalierende Bewohner bekannt ist, so haben die Besucher doch gutes Geld für die Tickets bezahlt.

Aber es geht nicht nur darum. Tatsache ist: Dies ist mein erster Auftritt, seit ich aus dem Jugendarrest entlassen wurde, das erste Konzert in meinem *Zweiten Leben*.

Ungefähr hundert Mal hat meine Mutter es heute gesagt: »Der Auftritt muss perfekt werden.«

Ich werfe Lucas, der neben mir steht, einen Blick zu.

Nicht mehr als ein oder zwei Millimeter Luft sind zwischen uns.

Er trägt eine schwarze Hose mit einer Bügelfalte, die meine Mutter heute Nachmittag hineingebügelt hat, und ein schwarzes Hemd. Er sieht gut aus. Sein dunkelbraunes Haar ist gerade so eben gezähmt, aber nicht ganz, und ich glaube, wenn er es darauf anlegen würde, könnte er die Mädchen, die doof genug sind, um immer noch Vampirromanzen zu lesen, zum Dahinschmelzen bringen.

Auch ich sehe gut aus, beziehungsweise werde gut aussehen, wenn die Gänsehaut erst einmal abgeklungen ist. Ich bin zierlich, habe eine blasse, klare Haut und lange hellblonde, aber feine Haare, wie Spinnweben im Sonnenlicht, die wunderbar mit dem schwarzen Kleid kontrastieren. Im richtigen Licht sieht mein Haar geradezu weiß aus und verleiht mir ein unschuldiges Aussehen.

»Wie ein Rehkitz, zerbrechlich und zart«, beschrieb mich die Staatsanwältin, was mir gefiel. Allerdings schmerzt mich die Erinnerung immer noch, dass sie hinzufügte: »Aber lassen Sie sich nicht täuschen.«

Ich biege meine Finger durch und verflechte sie miteinander, damit die Handschuhe extra eng anliegen, so, wie ich es am liebsten mag, und dann lasse ich die Arme herabhängen und schüttle sie, um meine Hände beweglich zu machen. Meine Finger sollen warm und weich sein. Sie sollen gut durchblutet sein.

Lucas neben mir schüttelt seine Hände auch, langsam, erst die eine, dann die andere. Pianisten stecken sich gegenseitig mit dem Händeschütteln an wie andere Leute mit dem Gähnen.

Am vorderen Ende des Mittelschiffs, auf einem niedrigen Podest vor dem Altar, steht der Konzertflügel; auf der Innenseite des aufgestellten, glänzend schwarzen Deckels

spiegeln sich die Innereien aus Hämmern und Saiten. Er wartet auf uns. Lucas starrt ihn hochkonzentriert an, als sei da eine senkrechte Gletscherwand, die er mit bloßen Händen erklettern muss.

Wir beide gehen unsere Nervosität unterschiedlich an. Er wird ganz still, beginnt, durch die Nase zu atmen, ganz langsam, und reagiert auf niemanden.

Im Gegensatz zu ihm bin ich zappelig, und die Gedanken überschlagen sich, weil ich alles, was ich zu tun habe, im Kopf in der richtigen Reihenfolge durchspielen muss, bevor ich auftreten kann. Erst wenn ich die erste Note anschlage, hüllen mich die nötige Konzentration und die Musik selbst ein, rein und weiß wie ein Schleier, und alles andere verschwindet.

Bis zu diesem Augenblick aber ist mir, nicht anders als Lucas, übel vor Nervosität.

Neben dem Flügel hat eine Frau das Publikum begrüßt, und nun gibt sie uns einen Wink und entfernt sich unter Scharren und Verbeugungen von der Bühne.

Für uns ist es an der Zeit, nach vorn zu gehen.

Schnell ziehe ich die Handschuhe aus und werfe sie auf einen Tisch neben mir, wo der Kaffee und die Katechismusheftchen sind, und gemeinsam schreiten Lucas und ich den Gang entlang zum Altar, als führten wir eine Hochzeit auf. Die Köpfe des Publikums wenden sich uns zu, eine Reihe nach der anderen.

Wir gehen an meiner Tante Tessa vorbei, die zuständig ist für den Videorekorder, mit dem unser Auftritt aufgenommen werden soll. Der Zweck des Ganzen ist, unser Spiel später auf Fehler hin durchzugehen und die Stellen herauszuarbeiten, die wir noch besser hinbekommen müssen.

Tessa kneift angesichts der Kamera ein wenig nervös die

Augen zusammen, als würde sie erwarten, dass das Objektiv sich zu ihr umwendet und ihr ins Gesicht springt, doch sie reckt ermutigend den Daumen hoch. Ich mag Tessa total gern, sie ist viel gechillter als meine Mum. Sie hat keine eigenen Kinder, und deshalb bin ich für sie umso wichtiger, sagt sie.

Die anderen Leute in der Kirche lächeln, als Lucas und ich zwischen ihnen hindurchgehen, und je näher wir ihnen kommen, desto eindringlicher zeigt sich der Zuspruch auf den Gesichtern. Ich bin siebzehn, aber ich kenne diesen Blick, seit ich ein kleines Kind war.

Mum nennt diese Leute unsere »Unterstützer«. Sie sagt, dass sie immer mal wieder auftauchen, um zu sehen, ob wir gut spielen, und es ihren Freunden weitererzählen. Aber ich mag die Unterstützer nicht. Ich kann es nicht leiden, wie sie nach dem Konzert auf einen zukommen und Sachen sagen wie: »Du hast eine solche Begabung«, als müssten wir nicht Tag für Tag daran arbeiten, unser Klavierspiel immer weiter zu perfektionieren.

Beinahe kann man das Wort »Genie« in Neonschrift verlockend hell in ihren Köpfen aufleuchten sehen. Hüten Sie sich vor diesem Wort, würde ich sagen, wenn Sie mich fragen würden. Nehmen Sie sich in Acht vor Ihren Wünschen, denn alles hat seinen Preis.

Die letzten Gesichter, die ich anblicke, in der vordersten Kirchenbank, gehören meiner Mum und dem Dad von Lucas. Oder, wenn man es anders ausdrücken will, meinem Stiefvater und seiner Stiefmutter, denn Lucas und ich, wir sind Stiefgeschwister. Wie üblich haben sie die übertrieben optimistische Miene von Eltern aufgesetzt, die versuchen, ihren Ehrgeiz zu verschleiern, mit dem sie ihre Kinder geradezu ersticken könnten.

Als wir am Ende des Mittelgangs angelangt sind, ist Lu-

cas mir voraus, und er setzt sich bereits an seinen Platz, als ich auf das Podest mit dem Flügel steige.

Wir werden mit einem Duo beginnen, einem Publikumsrenner, das haben sich unsere Eltern so überlegt. Außerdem meinen sie, dass wir leichter mit der Nervosität fertig werden, wenn wir anfangs zu zweit spielen.

Sowohl Lucas als auch ich würden lieber allein spielen, aber wir geben nach, einerseits, weil wir keine Wahl haben, andererseits, weil wir aus ganzem Herzen Musiker sind, die auftreten wollen, auftreten müssen, die den Auftritt lieben.

Ein Musiker wird darauf getrimmt, aufzutreten.

Also tun wir es, und zwar so gut wir können.

Als ich mich ans Klavier setze, halte ich mich gerade und lächle für das Publikum, auch wenn meine Eingeweide sich zusammengezogen und verknotet haben wie ein Knäuel Gummibänder. Doch ich lächle nicht zu sehr. Es ist auch wichtig, dass ich bescheiden wirke und mein Konzertgesicht genau richtig hinbekomme.

Es gibt ein kleines Hin und Her, während Lucas und ich uns hinsetzen und die Klavierhocker anpassen. Wir wissen, dass sie perfekt eingestellt sind, weil wir das Klavier ausprobiert haben, bevor das Publikum eintraf, trotzdem machen wir uns daran zu schaffen, korrigieren den Abstand, passen die Höhe minimal an. Das gehört zur Vorstellung. Es hat mit der Nervosität zu tun. Vielleicht ist es auch Effekthascherei. Oder beides.

Als wir beide richtig sitzen, plazierte ich meine Hände über den Tasten. Ich bemühe mich sehr darum, meinen Atem zu kontrollieren, weil mein Herz laut hämmert, aber ich konzentriere mich voll auf die bevorstehende Musik und warte mit jeder Faser auf die ersten Töne, wie auf den Startschuss zu Beginn eines Wettlaufs.

Das Publikum ist verstummt. Nur ein Husten ist zu hören, das zwischen den Gewölben und Pfeilern widerhallt. Lucas wartet darauf, dass das Geräusch verklingt, und in der vollkommenen Stille, die darauf folgt, wischt er sich die Handflächen an seiner Hose trocken und positioniert sie dann über den Tasten.

Von nun an gibt es nichts als das geschmeidige Schwarz und Weiß, das sich unter unseren Händen erstreckt, und ich beobachte seine Hände mit der Aufmerksamkeit eines Tieres, das zum Sprung ansetzt. Ich darf seinen Einsatz nicht verpassen. Noch ein oder zwei Schläge absoluter Stille, dann wölbt er seine Handflächen, und seine Hände federn leicht: einmal, zweimal, dreimal.

Und dann legen wir los, absolut synchron.

Wir wirken stark und schillernd in diesem Augenblick – das sagen alle. Die Kraft von zwei Musikern kann elektrisieren, wenn man es richtig trifft. Es ist ein Drahtseilakt, die Intensität, den Klang und die Dynamik zu kontrollieren, denn alles muss perfekt aufeinander abgestimmt sein, und heute Nachmittag, als wir müde wurden und uns beim Proben in der Hitze übereinander geärgert haben, hat es nicht geklappt. Jetzt am Abend aber ist es großartig. Makellos und wunderschön; wir tauchen beide tief in die Musik ein, und ich muss zugeben, dass es nicht immer so ist. Meistens eher nicht.

Tatsächlich tauche ich so tief ein, dass ich anfangs das Geschrei gar nicht höre, und das Geschrei nicht zu hören bedeutet, dass ich nicht bemerke, dass in diesem Augenblick das Ende begonnen hat.

Ich wünschte, ich hätte es bemerkt.

Warum wünsche ich mir das?

Weil sechs Stunden später meine Mutter tot ist.

MONTAGMORGEN

SAM

Um acht Uhr hat Tessa sich noch immer nicht gerührt, ich aber bin seit dem Morgengrauen wach.

Ich bin Strafverteidiger und habe viel zu tun. Oft arbeite ich bis spätabends, und meist schlafe ich tief, bis der Wecker klingelt. Heute jedoch habe ich einen Krankenhaustermin, der vor mehr als einer Woche ein Loch in meinen Kalender gebrannt hat, und in dem Augenblick, da ich die Augen öffne, ist er mir im Sinn.

Die Vorhänge im Schlafzimmer sind zugezogen und verdunkeln den Raum, und mal hier, mal da fällt an den Rändern Licht herein, wenn sie sich in der Brise vom Fluss bewegen. Würde ich sie aufziehen, könnte ich den ausgedehnten Hafen sehen und die bunte Mischung aus modernen Wohnungen und alten Speicher- und Bootshäusern, die sich am gegenüberliegenden Flussufer drängen.

Aber ich tu es nicht.

Ich bleibe, wo ich bin, und mir fällt auf, dass der Windhauch so sanft ist, dass er die Reglosigkeit im Zimmer kaum stört. Gestern Abend hat man uns einen Sturm versprochen, der nicht gekommen ist. Es gab nur einen kurzen, heftigen Regenguss, gefolgt von feinem Nieseln, und es brachte eine flüchtige Atempause von der Hitze, sehr flüchtig, denn schon jetzt staut sie sich wieder.

Tessa kam im Regen mitten in der Nacht.

Sie entschuldigte sich für die Störung, so als habe sie mir den Abend nicht gerettet. Sie sagte, dass sie versucht habe, mich anzurufen. Ich hatte es nicht bemerkt, denn ich war mit den Resten eines asiatischen Nudelgerichts auf dem Schoß und dem Krankenhausbrief auf der Brust vor dem Fernseher eingeschlafen.

Ich öffnete ihr die Tür und sah dunkle Ringe auf der feuchten Haut unter ihren erschöpften Augen, und sie stand ganz still, als ich sie in den Arm nahm, als wäre jeder einzelne Muskel ihres Körpers zu stark angespannt. Sie wollte nicht reden, und ich drängte sie nicht. Wir pflegen eine ruhige, respektvolle Affäre; wir erbitten oder erwarten keine umfassenden Gefühlserklärungen vom anderen. Bei uns geht es eher darum, dem anderen ein Refugium zu bieten, womit ich einen geschützten Ort meine, an dem wir mit ziemlicher Sicherheit das sind, was weniger zurückhaltende Menschen »verliebt« nennen würden. Wir würden dieses Wort niemals in den Mund nehmen.

Ich bin ein schüchterner Mensch. Vor zwei Jahren bin ich von Devon nach Bristol gezogen. So etwas tut man, wenn man nicht das ganze Leben und die gesamte Karriere im selben kleinen Kreis von Menschen verbringen will, wo man schon aufgewachsen ist. In Bristol gibt es viel mehr Möglichkeiten, und an Zoe Guerins Fall hatte ich mir die Zähne geschärft, also stand mir der Sinn nach einer Veränderung.

Allerdings läuft es nicht so gut. Meine Fälle sind vielfältiger und die Arbeit anstrengender, das stimmt schon, doch neue Freundschaften haben sich nicht ergeben, weil ich ständig arbeite und man bei Gefängnisbesuchen und Gerichtsterminen nicht allzu häufig potenziellen Lebensgefährten begegnet. Als Tessa und ich uns dann eines

Tages buchstäblich auf der Straße in die Arme liefen, kam es mir wie ein Himmels Geschenk vor. Sie war mir vertraut, wir teilten eine Geschichte, wie schwer sie auch gewesen war, und bald gewöhnten wir uns an, hier und da Zeit miteinander zu verbringen, anfangs nur auf einen Kaffee oder Drink, später auch mehr. Allerdings ist Tessa verheiratet, deshalb sind die Dinge in dieser Hinsicht zum Stillstand gekommen. Wir können keinen Schritt weitergehen, solange sie ihren Mann nicht verlässt.

Gestern Abend kam sie herein und ließ sich auf mein Sofa plumpsen, als habe man die Füllung aus ihr ausgeschüttelt, und ich brachte ihr ein kühles Bier und steckte auf dem Weg in die Küche den Krankenhausbrief unauffällig in eine Schublade, damit sie ihn nicht sah. Ich wollte nicht, dass die Sache die Stimmung zwischen uns trübte, nicht, solange ich nicht sicher war. Nicht bevor ich den heutigen Termin hinter mich gebracht hatte. Es war relativ einfach, die Taubheit in der linken Hand zu verstecken. Auch in der Arbeit hatte es niemand bemerkt. Sie nippte an dem Bier, und wir sahen uns einen Hitchcock-Film an. Das dunkle Zimmer flimmerte von den schwarzweißen Szenen auf dem Bildschirm, so dass es wie belebt schien. Tessa blieb neben mir ganz still und ruhig, ein- oder zweimal drückte sie die kalte Flasche an die Stirn, und ich blickte sie verstohlen an und fragte mich, was los war.

Tessa hat nicht das weißblonde Haar, die blasser Haut und die feinen Gesichtszüge ihrer Schwester oder Nichte – ihr fehlt diese kühle Erhabenheit –, obschon sie die gleichen stechend blauen Augen hat wie sie. Tess bindet ihr dickes, weiches rotblondes Haar meist zusammen, und die Offenheit des herzförmigen Gesichts und die mit feinen Sommersprossen überzogene Haut verleihen ihr

eine zugängliche und warme Ausstrahlung. Oft blitzen ihre Augen schelmisch. Sie hat eine sportliche Figur und eine pragmatische, zupackende Art. In meinen Augen ist sie wunderschön.

Ich sehe sie mir im warmen Dunkel des Schlafzimmers an, wie sie daliegt, die Hände auf dem Kissen neben dem Gesicht, die Hand an den Lippen locker zur Faust geballt. Nur der Anblick des abgestoßenen Eherings an ihrem Finger beeinträchtigt das Bild für mich.

Nach einer Weile erhebe ich mich vorsichtig, weil ich frühstücken will. Ich fingere in einem Stapel Wäsche auf dem Boden herum, um etwas zum Anziehen herauszusuchen, als mein Handy zu vibrieren beginnt.

Schnell greife ich danach, um sie nicht zu stören.

Auf dem Display sehe ich, dass es Jeanette ist, meine Sekretärin. Sie ist immer früh am Schreibtisch, insbesondere an Montagen.

Innerlich fechte ich einen Kampf aus, ringe mit mir, ob ich rangehen soll oder nicht. Im Grunde genommen aber bin ich ein gewissenhafter Kerl, also war die Schlacht eigentlich schon in dem Augenblick verloren, als das Telefon geklingelt hat. Ich nehme das Gespräch an.

»Sam, es tut mir leid, aber hier im Büro ist eine Klientin aufgetaucht, die dich sprechen will.«

»Wer?«, frage ich, blättere im Geiste die Liste meiner angesehenen Klienten durch und frage mich, wer von ihnen diesmal vom rechten Weg abgekommen und wieder im Sumpf gelandet ist.

»Sie ist noch ein Mädchen«, flüstert Jeanette.

»Wie heißt sie?«

Noch während ich frage, denke ich: Das kann nicht sein, oder doch? Ich hatte nur ein einziges Mal eine Klientin, die ein Teenager war.

»Sie sagt, sie heißt Zoe Maisey, doch du kennst sie unter dem Namen Zoe Guerin.«

Ich gehe aus dem Schlafzimmer in das angrenzende Bad, schließe die Tür und setze mich auf den Badewannenrand. Die Morgensonne scheint durch die Milchglas-scheibe herein, taucht das Zimmer in gelbes Licht und attackiert meine weit geöffneten Pupillen.

»Du machst Witze?«

»Leider nein, in keinster Weise. Sam, sie sagt, dass man ihre Mutter letzte Nacht tot aufgefunden hat.«

»Oh, mein Gott.«

Diese drei Wörter sind der armselige Ausdruck meines völligen Unglaubens, denn Zoe ist ja Tessas Nichte und ihre Mutter Maria die Schwester von Tess.

»Sam?«

»Kannst du sie mir geben?«

»Sie besteht darauf, dich zu sehen.«

Ich überschlage die Zeit; mein Termin ist erst am späteren Vormittag, vermutlich bleibt genug Zeit, sich wenigstens teilweise um diese Sache zu kümmern.

»Sag ihr, dass ich auf dem Weg bin.«

Ich bin schon fast dabei, das Telefon auszuschalten, als Jeanette hinzufügt: »Sie ist mit ihrem Onkel hier.« Noch einmal dreht sich mir der Magen um, denn Zoes Onkel ist Tessas Ehemann.

SONNTAGABEND

Das Konzert

TESSA

Wenn man keine eigenen Kinder hat, neigen die Leute dazu, einem Dinge zu geben, um die man sich kümmern soll. Vermutlich meinen sie, dass einem das Ventil für den Fürsorgetrieb fehlt.

Am Abend von Zoes Konzert ist der Kind-Ersatz, den man mir gegeben hat, eine Kamera. Ich soll den gesamten Auftritt aufnehmen. Meine Schwester erklärt mir in pedantischem Ton, als wäre ich geistig minderbemittelt, dass es eine wichtige Aufgabe ist.

Sollen wir meine Kinderlosigkeit gleich vorweg abhandeln? Na dann. Trotz der Tatsache, dass ich beruflich erfolgreich bin und mich wohl fühle in meiner Haut, scheint es das zu sein, was die Leute am meisten interessiert.

Also: »Ungeklärte Unfruchtbarkeit« ist tatsächlich eine Diagnose, ganz offiziell, auch wenn sie einen so wenig offiziell klingenden Namen hat. Und ich habe das. Mein Mann Richard und ich haben es erst herausgefunden, als wir schon in den Dreißigern waren, weil wir das Kinderkriegen hinausgeschoben hatten, bis wir Reisen unternommen und beide eine berufliche Laufbahn eingeschlagen hatten.

Nachdem es feststand, probierten wir es mit In-vitro-Fertilisation und zogen das dreimal durch, bevor wir aufgaben. Eine Leihmutterschaft wollte ich nicht, dafür war ich zu feige. Adoption: gleicher Grund. Heute würden

sie uns ohnehin keine Chance geben, nun, da Richard trinkt.

Was allerdings die Frage angeht, ob mir das Ventil für den Fürsorgetrieb fehlt, da kann ich nur lachen, denn ich bin Tierärztin.

Meine Praxis ist im Stadtzentrum, dort, wo einige der gegensätzlichsten Stadtviertel von Bristol aufeinandertreffen. An einem gewöhnlichen Tag sehe ich wahrscheinlich um die zwanzig bis fünfundzwanzig Tiere, die ich anstupse, untersuche, streichle, beruhige und manchmal mit einem Maulkorb versehe, um ihre gesundheitlichen und hin und wieder auch psychischen Probleme zu lindern. Daraufhin muss ich eventuell ihre Besitzer beruhigen oder beraten und ab und zu auch streicheln, wenn es schlechte Nachrichten gibt.

Kurz gesagt: Ich betreibe den ganzen Tag, und das an den meisten Tagen der Woche, Fürsorge.

Wobei die Sache nicht ohne Ironie ist, wie mir immer dann bewusst wird, wenn ich mit meiner kleinen Schwester zusammen bin, vor allem, wenn ich wie heute Abend zum Helfen eingespannt werde.

Sie müssen wissen, dass Maria, als wir Kinder waren, die Aufmüpfige von uns beiden war, im Gegensatz zu mir, dem stets artigen Mädchen. Sie hatte eine ganze Reihe Begabungen als Kind, insbesondere ihr musikalisches Talent, von dem sich meine Eltern viel versprochen, doch ihre Erwartungen erfüllte Maria nie.

Schon als kleines Mädchen war sie temperamentvoll und witzig, mit vierzehn aber wurde sie richtig wild. Während ich mich abends in unserem Zimmer verkroch, vor mich hin büffelte und vom Tiermedizinstudium träumte, war ihr Schreibtisch auf der anderen Seite des Zimmers übersät von dem Make-up, das sie dort liegen gelassen

hatte, nachdem sie sich für den Abend schön gemacht hatte. Sie hörte auf zu lernen, sie hörte auf, klassische Musik zu spielen, und genoss stattdessen das Leben.

Sie könne keinen Sinn darin erkennen, sagte sie, auch wenn die Augen meines Vaters hervortraten, wenn sie so daherredete.

Ich hingegen, ohne Freund, unscheinbarer und weniger gesellig als meine hübsche kleine Schwester, genoss es, stellvertretend durch sie zu leben, und ich glaube, ihr gefiel es auch. Sie flüsterte mir ihre Geheimnisse ins Ohr, wenn sie in den frühen Morgenstunden nach Hause kam: Küsse und Alkohol und Tabletten, die sie genommen hatte. Eifersüchteleien und Triumphe: ein einziges Abenteuer.

Dann aber, gerade mal neunzehn, begegnete sie auf einem Musikfestival Philip Guerin. Er war siebenundzwanzig und hatte bereits die Farm seiner Familie geerbt, und sie machte sich auf und zog zu ihm. Kurz darauf heirateten sie. Einfach so. »Um ihren Traum zu leben«, wie meine Mutter mit Sarkasmus in der Stimme sagte, während sie buchstäblich die Hände rang.

Bald darauf kam Zoe zur Welt. Maria war erst zweiundzwanzig, und ich denke, dass von da an, mit einem kleinen Kind, der Alltag auf dem Bauernhof ein wenig von seinem Glanz verlor. Doch sie gab nicht auf, das muss man ihr lassen. Vielmehr steckte sie all ihre Energie in Zoe, und als deren außergewöhnliche Musikalität sich im Alter von gerade einmal drei Jahren offenbarte und sie begann, auf dem Klavier Melodien zu klimpern, machte Maria es sich zur Aufgabe, dieses Talent zu fördern.

Natürlich war das vor dem Unfall, von dem an die Dinge für sie schief liefen. Was ich eigentlich sagen will: In der Zwischenzeit hatte ich alles richtig gemacht im Leben,

hatte fleißig studiert und alle Regeln brav befolgt, und nun bin ich verheiratet, aber ohne Kinder. Ich habe mich damit arrangiert, aber Richard kommt nicht so gut zurecht, insbesondere seit er eine dramatische berufliche Enttäuschung hinnehmen musste, die mit meiner Weigerung zusammenfiel, es ein viertes Mal mit IVF zu versuchen.

Also sind wir heute Abend hier. Ich helfe meiner Schwester und Zoe, was ich sehr gern mache, wenn Maria es zulässt. Ich freue mich auf den Auftritt, weil Zoes Klavierspiel beinahe das alte Niveau erreicht hat, das sie hatte, bevor sie in den Jugendarrest kam. Ich bin mir sicher, dass sie die Leute total begeistern wird, und hoffe nur, dass ich die Aufnahme nicht verpatze.

Lucas, der Sohn des relativ neuen zweiten Mannes meiner Schwester, hat mir eine dürftige Dreißig-Sekunden-Einführung gegeben, wie man die Kamera bedient. Lucas ist ein echter Film- und Kamerafreak, ich war also in guten Händen, aber eigentlich reichen seine Erklärungen nicht, denn im tiefsten Innern bin ich ein bisschen technikfeindlich, und schon während Lucas sprach, habe ich gemerkt, dass seine Worte in meinem Kopf umherschweben wie ein in Panik geratener Fischschwarm.

Ich könnte Richard hier gut gebrauchen, aber er hat mich wieder im Stich gelassen.

Gerade mal eine Stunde ist es her, dass ich ihn gefunden habe, als es Zeit wurde, sich für das Konzert fertig zu machen. Er war im Schuppen am Gartenende, vorgeblich, um ein Modellflugzeug zu bauen. Aber als ich ihn dort aufstöberte, war er gerade dabei, die Reste aus einem Weinschlauch zu pressen. Er hatte den Karton darum herum abgerissen und massierte und verdrehte den silbrigen Schlauch wie ein widerspenstiges Euter über seiner Teetasse.

Während ich ihm von der Tür aus zusah, tröpfelten ein paar schale Tropfen Flüssigkeit aus dem Schlauch in die Tasse. Richard trank sie sofort, dann bemerkte er mich. Er rechtfertigte sich nicht und versuchte auch nicht, zu verbergen, was er tat. »Tess!«, sagte er. »Haben wir noch eine Weinbox?«

Selbst von der Schuppentür aus konnte ich feststellen, dass sein Atem schlecht roch und seine Zunge schwer war. Obwohl er sich bemühte, wie ein zivilisierter Trinker zu wirken, der am Sonntagnachmittag einfach nur ein Glas Weißwein genießt, zeigte sich Scham auf seinem Gesicht und verstärkte sich das Zittern seiner Hände. Das Modell aus Balsaholz, dessentwegen er angeblich im Schuppen war, lag im Karton, die präzisionsgefertigten Teile ordentlich nebeneinander aufgereiht unter der ungeöffneten Bastelanleitung.

»In der Garage«, erwiderte ich. Und machte mich allein auf den Weg zum Konzert.

Jetzt also stehe ich hier mit einer Videokamera, von der ich nicht sicher weiß, ob sie richtig funktioniert, mit dröhnendem Kopf und Verzweiflung im Herzen, und ich sage mir ganz fest, dass ich keinesfalls der Versuchung nachgeben und Sam nach dem Konzert aufsuchen darf, denn das wäre falsch.

SONNTAGABEND

Das Konzert

ZOE

Lucas bemerkt das Schreien vor mir.

Er hört als Erster zu spielen auf, aber ich nehme es nicht sofort wahr, weil wir gerade an einer schwierigen Stelle sind, die mich mit der Unaufhaltsamkeit eines Güterzugs mit sich zieht.

Als ich merke, dass seine Hände sich nicht mehr bewegen und ich allein spiele, mache ich zunächst weiter und schaue zu ihm hinüber, um zu sehen, ob er seinen Part vergessen hat. Wir spielen das Duo auswendig, und manchmal passiert es, dass man plötzlich nicht mehr weiterweiß. Ich erwarte also, dass er jeden Moment wieder in die Melodie einsteigt, ich *zwingen* ihn gedanklich, sich zu erinnern, weil dieses Konzert doch perfekt sein muss. Aber dann erkenne ich, dass er ganz aufgehört hat, weil ein Mann mitten im Gang steht.

Also höre auch ich auf zu spielen, und während die letzten Schwingungen meiner Akkorde verebben, sehe ich den Mann an und denke, dass ich ihn vielleicht kenne.

Sein Gesicht ist ungewöhnlich verzerrt. Kein Gefallen an unserer Musik ist darin zu entdecken, vielmehr ist es rot vor Wut. Die Sehnen am Hals sind so angespannt, dass sie wie zusätzliche Knochen aussehen.

»Eine Farce!«, schreit er. »Das ist eine Farce! Eine Respektlosigkeit!« Seine Worte hallen durch den Raum, und ein oder zwei Leute stehen auf.

Er starrt mich an, und ich stelle fest, dass ich ihn tatsächlich kenne.

Ich kenne ihn, denn ich habe seine Tochter getötet.

Der Klavierhocker macht kaum Lärm, als ich aufstehe, obwohl er umfällt, denn er steht auf einem kleinen Stück purpurroten Teppich, der den Aufprall abfedert, so dass man nur einen dumpfen Schlag hört.

Meine Mutter steht von der Bank auf. Auch sie kennt den Mann.

»Mr. Barlow«, sagt sie. »Mr. Barlow, Tom, bitte.« Langsam geht sie auf ihn zu.

Ich bleibe nicht. Ich habe zu große Angst, dass er mir etwas antut.

Ich verlasse die Bühne, meine Hüfte stößt schmerzhaft an den Flügel, und dann fliehe ich nach hinten, fort von ihm, hinter den Altar, wo eine Tür ist, die mich aus seinem Blickfeld rettet. Ich drücke sie auf und trample rutschige Steintreppen hinunter in einen winzigen Raum, in dem nur ein Waschbecken ist, über dessen Rand fleckige Lappen hängen. In einer Ecke kaure ich mich hin, zitternd und wieder einmal getränkt vom kalten Schweiß meiner Reue, der Unmöglichkeit dieses Lebens, einer zweiten Chance oder eines Neuanfangs, bis mich meine Mutter schließlich findet.

Sie sagt bedeutungslose Sätze, die ein Versuch sind, mich zu beruhigen. Sie sagt sie mit gedämpfter Stimme, ihre Hand streicht mir über das Haar am Kopf und den Rücken hinunter. Sie sagt: »Pscht. Pscht«, aber ich weiß nicht, ob sie mich damit trösten will oder ob sie hofft, dass mein Schluchzen leiser wird, damit niemand mich hört.

Eine Viertelstunde später – so lange dauert es, bis wir sicher sind, dass man Thomas Barlow und seine rasende

Trauer losgeworden ist – führt sie mich durch eine Hintertür hinaus über den Friedhof zum Auto.

Die Frage, ob ich noch spielen kann, stellt sich nicht. Ich zittere immer noch, und die Noten sind in meinem Kopf ohnehin völlig durcheinandergeraten.

Draußen fällt mir auf, dass es dämmt und der Abend warm ist, und ich empfinde das wie Balsam nach der Kälte drinnen. Ich bemerke den intensiven Duft der leuchtend weißen Rosen, die sich über das Tor zum Friedhof ranken, und das dunkle Flattern von Fledermäusen, die von einer Ecke hoch oben am Kirchturm ausschwärmen. Wir gehen über das ausgedörrte Gras, und um uns herum lehnen sich die Grabsteine, deren ausgemergelte Fundamente sie im Stich gelassen haben, stützend aneinander. Ich sehe ein keltisches Kreuz, die Konturen von flechtenüberwucherten Steinhügeln, überall Inschriften, Worte des Gedenkens, und über uns die dunklen, spitzen Nadeln der Eibe, die gierig das letzte Licht verschlingen. Aus dem Kircheninnern hören wir Lucas den Debussy beginnen. Die Show muss weitergehen. Der Klang ist zunächst ein warmes Bad, dann ein sanft dahinfließender Strom. Ich hülle mich in diese Schönheit ein, um mich vor dem zu schützen, was gerade passiert ist.

Sie lenkt mich davon ab, hinunterzuschauen und am Wegrand die Tafel zu bemerken, die erst kürzlich dort angebracht wurde. »Amelia Barlow« steht darauf. »15 Jahre. Von der Familie geliebt und den Freunden geschätzt. Die Sonne schien heller, als du am Leben warst.« Rundherum wachsen frisch gehegte Pflanzen.

Wir wussten nicht, dass ihre Familie dort eine Gedenktafel aufgestellt hatte. Nie im Leben hätten wir die Kirche als Ort für das Konzert gemietet, wenn wir das gewusst hätten. In tausend Jahren nicht. Kontinente hätten

sich verschoben und neu gebildet, bevor wir das getan hätten.

Auf der ganzen Heimfahrt sagt meine Mum kaum ein Wort, außer: »Ist nicht schlimm. Wir können das Konzert ein andermal nachholen, und dann wirst du für das Diplom gerüstet sein. Du bist es jetzt schon.«

Meine Mutter: Niemals spricht sie über das, was wirklich wichtig ist, und jetzt versucht sie, mich zu beruhigen, denn auch wenn der öffentliche musikalische Auftritt als Wunderkind mir heute Abend das Genick gebrochen hat, so glaubt sie doch, dass er letztendlich meine Rettung sein wird. Sie hält mein Dasein als Musikerin für den Katalysator unseres neuen Lebens, den Antrieb, der unser Leben in eine Stratosphäre katapultieren wird, die Abermilliarden Lichtjahre von unserem bisherigen Leben entfernt ist.

Und vielleicht hätte ich genauer hinhören sollen, als sie mit mir sprach, denn es war das letzte Mal, dass sie mich beruhigt hat, das letzte Mal, dass ich gespürt habe, wie die Luft zwischen uns flirrte, weil wir enttäuscht waren über unsere Unfähigkeit, miteinander zu kommunizieren.

Vielleicht hätte ich aus dem Kokon meines eigenen Elends herauskommen und sie fragen sollen, ob alles in Ordnung sei, wobei genau das in den vergangenen Jahren nicht der Fall gewesen war. Nichts war in Ordnung gewesen.

Trotzdem wünschte ich, ich hätte es getan. Gefragt, meine ich. Hätte ich es doch getan.

MONTAGMORGEN

SAM

Nach dem Telefonat mit Jeanette sitze ich noch eine Weile im Badezimmer, und bei dem Gedanken, Tessa die Nachricht zu überbringen, steigt schiere Angst in mir auf.

Ich erinnere mich an meine erste Begegnung mit Zoe Maisey, oder Zoe Guerin, wie sie damals noch hieß.

Es ist mehr als drei Jahre her, dass ich Zoe kennengelernt habe. Ich lebte noch im Norden von Devon, und der erste Kontakt kam durch einen Telefonanruf der Anwaltszentrale zustande, weil ich Dienst hatte, als sie verhaftet wurde.

Der Anruf ging um neun Uhr dreißig am Morgen ein, etwa acht Stunden nach dem Unfall. Sie beschrieben Zoe und die Situation wie folgt: »Jugendliche, geeigneter Erwachsener anwesend, Vorwurf der fahrlässigen Tötung im Straßenverkehr, zwei Todesopfer, ein weiteres lebensgefährlich verletzt, steht zur Befragung bereit, Polizeistation Barnstaple. Pflichtverteidigernummer 00746387A.«

Ich rief sofort im Haftbüro des Polizeireviere an, sagte, wer ich sei, und bat den Beamten, mir Zoe zu geben.

»Hallo?«, sagte sie.

Ich stellte mich vor. »Erzählen Sie der Polizei nichts über den Unfall«, ermahnte ich sie. »Ich bin auf dem Weg. In etwa fünfundvierzig Minuten bin ich da. Lassen Sie sich nicht ohne mich vernehmen.«

Als Antwort sagte sie nur: »Okay«, ihre Stimme war vor Schock ganz leise; sie hatte keine einzige Frage an mich. Ich fuhr übers Land zur Polizeistation. Es war ein wunderschöner, kühler Morgen. Ich kam an weißen, reifbedeckten Feldern vorbei, deren Heckenumrandungen breit, robust und geschmeidig zugleich waren, und obwohl im Winter ohne Blätter, waren sie so dicht, dass sie lange horizontale Schattenstreifen warfen. Der blaugraue, überraschend ruhige Ozean tauchte hier und da auf, wo es Einschnitte in der Landschaft gab, und draußen auf dem Wasser konnte man klar und deutlich die friedliche, uralte und kalte Insel Lundy erkennen.

Im Haftbüro in Barnstaple reichte mir der Beamte ein Protokoll der Anklage.

»Sie will nicht, dass ihre Mutter dabei ist«, sagte er. »Sie lehnt es ab, obwohl die Mama da ist. Die Sozialarbeiterin ist eben eingetroffen. Sie wollte auch keinen Anwalt, aber die Sozialarbeiterin hat sie überredet.«

Ich überflog die Anklage. Es war nicht ganz so, wie sie es am Telefon gesagt hatten.

Der Vorwurf lautete: »Fahrlässige Tötung im Straßenverkehr«, aber es gab einen Zusatz: »unter Alkoholeinfluss«.

Es war eine schockierende Anschuldigung, egal, wer damit konfrontiert wurde. Aber für eine Vierzehnjährige, deren Leben sich nur Stunden zuvor noch gemächlich und voller Möglichkeiten vor ihr erstreckt hatte, war es schlicht verheerend.

»Wurde sie schon befragt?«

»Nein. Die Sozialarbeiterin ist gerade erst gekommen.« Die Polizei durfte Zoe aufgrund ihres Alters nicht ohne einen »geeigneten Erwachsenen« vernehmen. Da sie sich weigerte, ihre Mutter dabeizuhaben, hatten sie warten

müssen, bis eine Sozialarbeiterin ihre morgendliche Schicht angetreten hatte.

Der diensthabende Beamte trug ein schwarzes Uniformoberteil mit hohem Kragen und kurzen Ärmeln, die sich um muskulöse Oberarme spannten. Er redete buchstäblich von oben herab auf mich ein, denn sein Schreibtisch stand auf einer Art Podest. Während er sprach, tippte er eifrig auf seiner Tastatur herum, die Augen fest auf den Bildschirm geheftet.

»Wir hatten gerade erst Übergabe, ich arbeite mich selbst eben erst in die Materie ein, aber sie wurde um vier Uhr dreißig nach zwei Stunden im Krankenhaus hierhergebracht.«

Zoe tat mir leid für die Stunden, die sie in der Zelle verbracht hatte. Selbst jene Klienten, die schon im Gefängnis gewesen waren, sagten, dass sie die Zeit in Polizeigewahrsam mehr als alles andere hassten. Es gibt keinerlei Ablenkung, nur vier Wände, eine Matratze auf einem Brett, eine Toilette, die vielleicht, vielleicht aber auch nicht, richtig abgeschirmt ist, und immer ist ein Paar Augen auf einen gerichtet, entweder konkret oder über die Kamera.

»Warum wollte sie ihre Mutter nicht sehen?«, hakte ich nach. Ich fragte mich, ob das Mädchen in einer Pflegeeinrichtung untergebracht war, beim Vater lebte oder verwaist war.

»Wir wissen es nicht genau. Mein Tipp ist: Sie schämt sich.«

»Schämt sich?«

Er zuckte die Schultern und machte mit den Armen eine ausladende Geste, die Handflächen nach oben gedreht.

»Seit Zoe hier eingetroffen ist, sitzt die Mama im Eingangsbereich.«

Bei meiner Ankunft hatte eine einzelne Frau mit weißblondem Haar und zarten Gesichtszügen im Eingang gesessen. Sie hatte sich in eine Ecke gekauert und geschauert, als die automatischen Türen einen kalten Luftzug mit mir hereintrugen, und sie hatte mir mit dem Ausdruck eines Menschen entgegengeblickt, der nichts Gutes mehr erhofft und keinen nennenswerten Schlaf gehabt hat.

Es war ein weitverbreiteter Gesichtsausdruck in den Wartezimmern, durch die ich kam: auf Polizeistationen und in Gerichtssälen, wo niemand sich auf das freut, was kommt.

Die gutaussehende Frau, die in jenem Augenblick aus dem Leben ihrer Tochter ausgesperrt worden war, war der erste Hinweis darauf, dass dieser Fall alles andere als unkompliziert werden würde.

Ich hatte keine Vorstellung von Zoe, bevor ich ihr begegnete. Inzwischen war ich erfahren genug, um zu wissen, dass es vielerlei Arten von Kriminellen gibt, so dass man nie vorhersehen kann, wie ein Klient sein wird. Hätte ich aber einen Tipp abgeben sollen, hätte ich vielleicht vermutet, dass das Mädchen, dem ich nun begegnen sollte, eine reife Vierzehnjährige und ein womöglich etwas rauheres Exemplar sein würde, vermutlich im Trinken erfahren, vielleicht mischte sie auch ein bisschen in der örtlichen Drogenszene mit, sicher aber wäre sie ein echtes Partygirl.

Aber ich traf auf ein ganz anderes Mädchen. Die Polizei hatte ihr im Krankenhaus zur Beweisaufnahme die Kleidung abgenommen, also trug sie Kleider, die die Schwestern in der Notaufnahme für sie zusammengesucht haben mussten. Übergroße graue Jogginghosen und ein blaues Fleece-Oberteil mit hochgezogenem Reißverschluss. Auf der Schläfe war ein Wundpflaster, ihr Haar war lang und

weißblond, eine Nuance heller als das ihrer Mutter, und winzige Glassplitter vom Unfall glitzerten darin.

Sie saß in einem Schalensitz aus Plastik, der am Boden festgeschraubt war, die Füße angezogen und die Arme um die Knie geschlungen. Sie wirkte zerzaust und sehr klein. Ihre Wangenknochen waren zart, die Augen von einem hellen, klaren Blau, und die Haut so blass wie der Reif draußen. Sie hatte die Hände in die Ärmel der Fleecejacke gesteckt, die an den Bündchen etwas schmutzig wirkte, Flecken eines anderen Lebens, welche die Klinikwäscherei nicht hatte auswaschen können.

Neben ihr saß eine Frau mit dem stoischen Gesichtsausdruck eines Menschen, dem keine Niederung des Lebens fremd war. Sie war im mittleren Alter, die Frisur kurz und akkurat, und ihr Gesicht war tief zerfurcht und grau von den zwanzig Zigaretten, die sie vermutlich seit zwei Jahrzehnten täglich rauchte. Auf dem Tisch hatte sie ein ordentliches Häufchen aus Handschuhen, einem Hut und einem Schal plaziert.

Ich stellte mich Zoe vor, und sie überraschte mich, indem sie aufstand und mir einen verzagten Händedruck anbot. Stehend stellte sie sich als mittelgroß heraus und sehr dünn, sie ertrank fast in den geliehenen Kleidern. Sie wirkte außerordentlich zerbrechlich.

Wir setzten uns einander gegenüber.

Es war nicht der Anfang ihres Alptraums, der war Stunden zuvor gewesen, aber es war der Augenblick, in dem ich mit der heiklen Aufgabe beginnen musste, ihr verständlich zu machen, wie ernst ihre Lage tatsächlich war.